



# Lichtenberg Gesellschaft e.V.

[www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

---

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

---

**Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

**In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

---

## *Joachim Kalka*

### „Wir haben Mehreres erwartet als geschehen ist“ –

#### Die Geschichte vom Geisterbeschwörer und Kaffeewirt Schrepfer<sup>1</sup>

... und ich habe endlich den Pack mit einer Empfindung weggelegt, die ich mich nur ein einziges Mal gehabt zu haben erinnere, und das war als ich nach einem Besuch, den ich den Kranken in Bedlam abgestattet hatte, mich in die Straße stellte, und aus einiger Entfernung meinen Blick auf jenes Jammerhaus warf.

„Prof. Lichtenbergs Antwort auf das Sendschreiben eines Ungenannten über die Schwärmerei unserer Zeiten“<sup>2</sup>

Ich möchte Ihnen eine kleine Geschichte aus der Aufklärung erzählen – eine kleine Geschichte, sage ich einmal aus Vorsicht, damit sich der Titel meines Vortrags nicht gegen mich kehrt und meine Zuhörer am Ende sagen: „Wir haben Mehreres“ (also: mehr) „erwartet, als geschehen ist“,<sup>3</sup> dann aber auch, weil ich glaube, dass die kleinen Geschichten, die Marginalia, die sonderbar quer stehenden Anekdoten ohne befriedigende Pointe oft erheller und bedeutsamer sind als die großen Diskurse von den Gipfeln der Geistesgeschichte, kanonisch zu einem Panorama von Triumphen zusammengeschoben. Hier haben wir es aber nicht nur mit einer kleinen Geschichte, sondern auch (im Sinne von Dostojewskijs bemerkenswerter gleichnamiger Erzählung) mit einer „dummen Geschichte“ zu tun, einer peinlichen Geschichte – einer Peinlichkeit aus dem schäbigen Unterfutter der Aufklärung. Ich erzähle sie als Collage nach, als Sammlung von Bruchstücken – das entspricht der Art und Weise, wie mir selbst der Casus vor Jahrzehnten zuerst unter die Augen kam, als seltsam regelmäßig in Texten der deutschen Literatur wiederkehrendes kleines Rätsel. Man stößt nämlich immer wieder auf die Spuren dieses peinlichen Vorfalles, und diese beharrliche kleine Gespenstererscheinung hat dann meine Neugier geweckt und den Plan begründet, ein wenig mehr über Johann Georg Schrepfer herauszufinden – oder Johann Georg Schröpfer, die Schreibung schwankt wie damals noch oft, zumal bei der einfacheren Bevölkerung. Der Familienname, wie man ihn auch schreibt oder spricht, ist ursprünglich sicher ein Berufsübername für den Barbier gewesen, zu dessen Obliegenheiten es seit dem Mittelalter gehört, die Leute zur Ader zu lassen oder sie zu „schröpfen“. *Nomen est omen.*

Lassen Sie mich also mit einer kleinen Zitatensfolge beginnen. Goethe schreibt am 4. Mai 1813 in sein Tagebuch – er befindet sich im nordböhmischen Teplitz zur Kur: „Biographisches, am 14. Buch. Völkel mit einem Brief von Verlohren und der Nachricht des Siegs über die Franzosen in der Gegend von Merseburg.

Gebadet. Mittags für uns. Gegen Bilin gefahren, in die pseudo vulcanische Grube, woraus die Chaussee beschüttet wird. Abends bei der Hoheit allein. Nach Tische bey Minister von Hohenthal. Gespräch über astrologische und cabbalistische Weissagungen, auch die Schrepferischen Geschichten. – Warmer, schöner Tag“. <sup>4</sup> Wer dies liest, mag sich beiläufig fragen, was denn wohl die Schrepferischen Geschichten gewesen sein mögen – und den Namen, der hier in der Nähe des Astrologischen und Kabbalistischen genannt wird, wieder vergessen.

Bis er dann – möglicherweise – in einem der einstigen Lieblingsbücher des deutschen Hauses auf eine deutlichere Evokation dieses Mannes stößt. In den 1870 postum erschienenen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ des 1802 geborenen Dresdner Malers Wilhelm von Kügelgen<sup>5</sup> findet sich eine Kindheitsschilderung: die vertrauten Gespräche nach dem Abendessen. Der alte polnische Bediente saß „in der Ecke, schnitt Späne und schlief regelmäßig dabei ein. Ich meinerseits machte Schwefelhölzer für die Küche oder zeichnete, Fräulein Fritze drehte ihre Tabatiere zwischen den Fingern, die beiden andern Damen spannen.“ Und in dieser kleinen Runde kommt nun die Rede „auf den berühmten Schröpfer, der seinerzeit in Dresden Aufsehen machte“, und Fräulein Lore erzählt zwei Geschichten von seinen legendären Zauberstücken, die von der Geisterpost und die von der Geisterbeschwörung im kurländischen Palais. „Und diese Fabel lehrt“, fügte Fräulein Fritze hinzu, „daß der Gottseibeius dem Monsieur Schröpfer seinerzeit den Hals umgedreht hat, im Rosental bei Leipzig.“

Nun hat der Schrepfer oder Schröpfer eine genauere Gestalt angenommen: ein Geisterbeschwörer, der offenbar ein böses Ende genommen hat. Wer jetzt bei seinen Lektüren der älteren deutschen Literatur auf den Namen achtet, könnte meinen, ein kleiner Gespensterkobold verfolge ihn, vom 167. Stück in Claudius' „Wandsbecker Boten“ (Oktober 1773) bis zu Wieland, der in seinem Aufsatz „Nikolas Flamel, Paul Lukas und der Derwisch von Brussa“<sup>6</sup> eine typische Reihe zusammenstellt: „[...] betrachte ich den mehr besagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Klasse und Bruderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Kagliostro, oder, was bey mir einerlei ist, des Armeniers in Schillers Geisterseher, und des weisen Misfragmutosiris im Stein der Weisen.“ Natürlich taucht der Name auch überall da auf, wo man es bei Diskussionen über Geheimgesellschaften erwarten dürfte: Adam Weishaupt erwähnt Schrepfer und Cagliostro in seinem „Verbesserten System der Illuminaten“ 1787 als neueste Exponenten jener „theosophischen Schwärmerei“ (S. 359), die von der Kabbala und den Pythagoräern bis in die Neuzeit reiche; Georg Forster spricht 1784 – nachdem er vier Jahre lange einer rosenkreuzerischen Loge angehört hat – in Zellerfeld mit dem Montanisten von Trebra „viel von Maurerei“,<sup>7</sup> und man redet von Schröpfer. Aber es ist dann wieder überraschend, wenn Jean Paul in der Vorrede zum „Siebenkäs“ (1796) – in einem komplizierten Jean-Paulischen Zusammenhang, den zu erläutern zu weit führte – Folgendes schreibt: „Vor einem solchen Manne kann ich ohne Gewissensbisse einigen wohlriechenden Rauch machen und in den aufziehenden Weihrauch seine holländische Gestalt, wie die

eines Schröpferischen Gespensts werfen“.<sup>8</sup> Als C. A. Kortum zum Beschluss des ersten Bandes seiner „Jobsiade“ (1784 ff.) eine lange Liste hinsetzt, die in Knittelversen aufzählt, wen alles seit Anbeginn der Welt bis in die Gegenwart

„der überall bekannte Freund Hein  
Mit seinem dürrn Knochenbein“

schon geholt und gefressen hat, lautet die 27. Strophe dieses 37. Kapitels:

„Den lachenden Demokrit und den Murrkopf Timon,  
Gaukler Schröpfer und den Zauberer Simon,  
Den Sokrates und jungen Werther, fürwahr  
Jenen als Weisen, diesen als Narr“.<sup>9</sup>

Hier darf sich also Schröpfer neben Simon Magus (vgl. Apostelgeschichte 8, 9-24) zeigen, der nach der antiken Legende sogar fliegen konnte – eine der wenigen Fähigkeiten, deren sich der historische Schrepfer/Schröpfer nicht rühmte. Und nun noch etwas aus dem Briefwechsel Lichtenbergs, aus Johann Albert Heinrich Reimarus' Antwort auf Lichtenbergs Aufsatz „Über die Schwärmerey unserer Zeiten“: „Schröpfer, ein elender Gaukler, hat mit der Einbildung von Geisterbeschwörungen viele, auch vornehme, Anhänger gewinnen, ja noch nach seinem elenden Tode erhalten können. – Dunkle Forschungen erhalten einen Grad von Wichtigkeit, da hohe Personen in dergleichen Geheimniß versprechende Gesellschaften an gelockt und mit solchem Dunste umnebelt werden“.<sup>10</sup>

Wer war also, etwas genauer betrachtet, dieser Mann? Was genau hat er zuwege gebracht? Über Schrepfers frühes Leben ist wenig in Erfahrung zu bringen – gegen 1730 in Nürnberg geboren, vielleicht bei den preußischen Husaren gewesen, auf jeden Fall früh mit der Freimaurerei in Berührung gekommen – als „dienender Bruder“ zunächst. Die niederen Dienste in der Loge, das Bedienen mit Erfrischungen, der Aufbau von Requisiten, das Herein- und Hinausführen von Initianden usw. erforderten schon zeitig ein Personal, das sich meist aus der Dienerschaft der aristokratischen Brüder rekrutierte. Auf diesem Wege hat sich an der Peripherie des Logenwesens schon früh ein Wissen oder Halbwissen gebildet, das zu einem mindestens scheinbar sich in alle Höhen und Tiefen des Mysteriums erstreckenden Wissen auszubauen einem Mann wie Schrepfer, dem es an Dreistigkeit nicht mangelte, kaum schwerfallen durfte. Mit mehr oder minder fragmentarischen Kenntnissen der Freimaurerei ausgestattet, tritt er nach einer nicht mehr genau zu enträtselnden „bewegten Jugend“, wie die „Allgemeine Deutsche Biographie“<sup>11</sup> schreibt, 1761 in Leipzig auf; er wird als „Weinschenk“ eingebürgert. Im September heiratet er eine Schneiderstochter, die ein kleines Kapital in die Ehe mitbringt, und betreibt seitdem einen Ausschank auf dem Böttchergässchen. Erst als er acht Jahre später die beliebte Weißledersche Kaffeewirtschaft „an der Ecke der Klostergasse und des Barfußgäßchens“ übernommen hatte, begann er sein charakteristisches Treiben – nun nicht mehr im Umkreis der örtlichen Loge, sondern in offenem, ja frechem Gegensatz zur Leip-

ziger Maurerei, der er eine eigene Richtung entgegensetzte. Man traf sich in seiner Kaffeewirtschaft zu regelmäßigen magischen Unterhaltungen. (Wir haben hier ein hübsches Pendant zu der legendären Rolle des *coffee house* bei der Formierung der bürgerlichen Öffentlichkeit der englischen Aufklärung – Schrepfers Etablissement muss eine seltsame, behaglich-geheimnisvolle, von maurerischen Parolen durchflogene, kaffee- und punschgeschwängerte Atmosphäre gehabt haben, ein magisches Dorado für die Leipziger Spießbürger). Wie sich Schrepfer von seiner Kaffeewirtschaft aus bemerkbar machte, können wir am besten anhand der wohl substanziellsten zeitgenössischen Schrift über ihn rekonstruieren. Ihr Titel lautet: „Joh. Sam. Bened. Schlegels, ehemaligen Logenmeisters der Loge zur Linde in Leipzig, Tagebuch seines mit J. G. Schrepfer gepflogenen Umganges nebst Beylagen ... zu deutlicher Übersicht seiner Gaukeleyen und natürlichen Magie, Berlin / Leipzig 5806“ – das heißt, wenn man die maurerische Zeitrechnung „anno lucis“ von der Erschaffung der Welt auf die unsere umstellt und viertausend subtrahiert, 1806. Schlegel<sup>12</sup> beginnt mit vorsichtiger Umständlichkeit (wir müssen bedenken, dass hier ein Mann schreibt, der sich sehr weit mit Schrepfers „Gaukeleyen“ eingelassen hatte):

„Es war nach der Michaelismeß-Zahlwoche 1772, an einem Sonntage, als ich, nach meiner damaligen Gewohnheit, nach Eutritzsch ging; daselbst traf ich den hiesigen Caffeeschenk, Johann George Schrepfer, an; dieser ließ sich als von Ohngefähr mit mir in ein Gespräch ein, welches erst von ganz gewöhnlichen Dingen handelte, endlich sich auf die Freymaurerei hinlenkte. Schrepfer fing damit an, daß er sagte: er wisse, daß ich ein Freymaurer wäre, allein er bedauere mich, indem wir deutschen Freymaurer nichts als Kinder wären.“<sup>13</sup>

Schlegel setzt sich unwirsch zur Wehr und meint, Schrepfer „solle nicht von einer Sache reden, die er nicht verstände; er gab mir hierauf den Griff des 1sten, 2ten und 3ten Grades, und endlich gar einen mir unbekanntem Griff, dabey er mich fragte: ob ich nicht weiter als Meister wäre?“<sup>14</sup> und im Folgenden weiß Schrepfer vieles von der so genannten „schottischen Arbeit“<sup>15</sup> zu erzählen, einer weiterführenden Form geheimer Maurerei, die ungeahnte Geheimnisse zu enthüllen habe. Schlegel zeigt sich widerstrebend – zunächst gibt er seiner Loge, der Minerva, die Beschimpfungen des einfältigen deutschen Freimaurertums durch Schrepfer pflichtgemäß bekannt, doch die Loge reagiert konfus und scheint Schrepfer am liebsten einfach ignorieren zu wollen. Schlegel lässt sich auf Zureden eines Freundes bewegen, wieder in nähere Verbindung mit Schrepfer zu treten; die Neugier auf das schottische Geheimnis ist zu stark. Die folgenden Zitate stammen aus Sierkes etwas biederer, aber im Wesentlichen korrekter Zusammenfassung zeitgenössischer Berichte in seinem kulturhistorischen Werk „Schwärmer und Schwindler“ aus dem Jahre 1874.<sup>16</sup>

„Darüber vergingen nun mehrere Wochen, während deren Schlegel auf Zureden eines Freundes, der bereits zu Schrepfers Kreis gehörte, noch einige Male das Kaffeehaus des Letzteren besuchte und jedesmal mit ihm eindringliche Dis-

putationen über die alte und die vorgeblich echte Maurerei hatte, welche schließlich zu der herausfordernden Behauptung Schrepfers führten, er werde Schlegel von der Richtigkeit seiner Anführungen durch Tatsachen überzeugen.“ Schlegel muss bei seinem Maurereid Verschwiegenheit beschwören, die anderen Mitglieder von Schrepfers Loge müssen ihr Einverständnis geben, und dann wird er, sozusagen, initiiert in die Mysterien des „Kaffeeschenks und Geisterbeschwörers zu Leipzig“, wie der Untertitel von Sierkes Kapitel „Johann Georg Schrepfer“ heißt. Schlegel hat sich an seinen Eid gehalten und nicht aufgezeichnet, was er sah, aber was nun vorgefallen sein muss, lässt sich aus einer Reihe anderer Beschreibungen und Andeutungen erfahren. Vor der eigentlichen Demonstration wurden lange Gespräche über maurerische Themen geführt, bei denen sich Schrepfer offenbar durch große rhetorische Gaben auszeichnete; er „soll nämlich eine große Geschicklichkeit in der Kunst besessen haben, mit einem pomphaft klingenden Wortschwall, der mit maurerischen, cabalistischen und apokalyptischen Stich- und Schlagwörtern gespickt war, in der That aber nichts als puren Unsinn enthielt, seinen Adepten den Verstand zu umnebeln“.17 Zur betäubenden Wirkung der Rhetorik trat die des reichlich dargebotenen Alkohols; zu diesen Sitzungen gehört unweigerlich die Punschterrine.

„Die Zuhörer traten dann in das Billardzimmer, nahmen auf der einen Seite des Billards Aufstellung und warteten dann, bis der große Meister den Act eröffnete. Schrepfer hatte in der Regel jenseits des Billards vor einem in einen Altar verwandelten Tisch mit schwarzem Behang Posto gefaßt. Von hier aus dirigierte er die ganze nun folgende Scenerie. Zunächst wies er die Anwesenden an niederzuknieen und in eifrigem Gebet das Gelingen des Werkes zu erleben. Dann las er selbst die Messe im Priesterornat, ergriff das vor ihm stehende Crucifix und beschwor nun unter entsetzlichen Gesten und Geberden die überirdischen Mächte, ihm zu gehorchen und diese oder jene Person erscheinen zu lassen. Der Saal war in der Regel ganz dunkel und nur im Hintergrunde, wo Schrepfer seine Exercitien zur Ausführung brachte, brannte ein kleines Lämpchen, dessen melancholisches Licht eher geeignet war, die Stimmung noch schauerlicher zu machen, als die Handlungen Schrepfers erkennen zu lassen.

War die Beschwörung unter schrecklichen Ausrufen endlich beendet, so that sich dicht vor dem Altar ein glänzender Nebel auf, der dem Erdboden zu entsteigen schien und in dessen Sphäre dann plötzlich die Gestalt des gewünschten Geistes sichtbar wurde. Häufig kündigte sich die Erscheinung zuvor erst durch schreckliches Getöse, durch heftige Schläge gegen die Thüre, durch das Klingen eines Tones an, der wie der Klang eines mächtigen Glases sich anhörte; öfters gab es donnerähnliche Knalle, Zischen, Pfeifen, Sausen – kurz ein Concert, welches von den Virtuosen der Hölle angestimmt zu sein schien und unter den Adepten Schauer und Grausen weckte. – Bei der Androhung eines sofortigen Todes verbot Schrepfer seinen maurerischen Brüdern sich von der Stelle zu rühren. Ja auch der Gebrauch aller Augengläser war verpönt,

weil Niemand eine Sache von Metall an sich haben durfte, jene aber eine Metallfassung hatten.

Mitunter kamen die Geister auch durch die Thüren, die an der Seite des Saales sich befanden. Diese wurden dann von unsichtbarer Hand geöffnet und es trat mit geisterhaftem Schritt irgend eine historische oder sonst dem *Namen* nach bekannte Person in den magischen Kreis hinein. Es ist zu bemerken, daß Schrepfer sich sehr wohl hütete, solche Personen erscheinen zu lassen, deren Züge und Kleidung jedermann bekannt waren. Wenn man einen solchen Geist von ihm verlangte, half er sich mit der Erklärung, daß er eben nicht über alle Macht habe, sondern nur über einzelne. Daher konnte er auch nicht, wie man von ihm einstmals verlangte, den allbekannten *Gellert* citiren, der kurz zuvor verstorben und noch in Jedermanns Erinnerung war“.<sup>18</sup>

Schlegel vertritt nun in seiner alten Loge, der Minerva, massiv die Interessen Schrepfers, von dessen Wirken er beteuern muss: „daß ich daselbst Dinge gesehen, die mir unbegreiflich wären und wobey mir mein Verstand ganz stille gestanden hätte“.<sup>19</sup> Vergeblich ruft ihm der Meister vom Stuhl, der soeben seinen Boileau gelesen hat, das berühmte „Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire“ zu.<sup>20</sup> Im weiteren Verlauf kommt es zu einer kuriosen Auseinandersetzung zwischen Schrepfer und der Minerva. Teils wohl deswegen, weil zwei Logenbrüder, die sich Schrepfer angeschlossen hatten, vom Meister mit der Ausschließung bedroht worden waren, teils generell wegen seiner eigenen weit reichenden Ambitionen streute der Kaffewirt Schmähzettel gegen die Loge aus („[...] ein jeder vernünftige Mann behalte sein Geld, denn er erfährt nichts, so wie man auch im 6. Grad nichts weiß“), forderte bei der Landesloge, den beiden beleidigten Brüdern ihr Recht zu verschaffen, und drang angeblich mit geladener Pistole in eine Sitzung ein. Die Loge rief die Hilfe der Gerichte an. Nicht auf richterliche Anordnung, sondern auf direkte Weisung des Herzogs von Kurland (des Protektors der sächsischen Logen) bekam Schrepfer dann in einer summarisch verhängten und zweifellos in sich ganz rechtswidrigen Prozedur hundert Stockhiebe. Barbarischerweise musste er – ein Akt besonderer sadistischer Demütigung – noch einen Revers ausstellen: „Ich Endesunterschriebener bekenne hierdurch und kraft dieses, daß ich die von Sr. K. H. des Prinzen C. von Curland mir decretierten einhundert Prügel dato richtig erhalten habe. – Leipzig, 18. Sept. 1773. Joh. George Schrepfer.“

Dies ist ein Zeugnis einer Welt, die für uns einerseits ferne Vorzeit, andererseits (in gewandelter Form) unheimliche Gegenwart ist: die der Macht, die ihre eigene Schrankenlosigkeit lustvoll zu genießen weiß und dem Opfer grinsend eine Einverständniserklärung abnötigt. Es ist hier die Welt einer in ihren Hauptzügen noch ungebrochenen Feudalität, die für den Bürger – vollends den Kleinbürger, den Handlanger, den Kaffewirt – eigentlich nur Verachtung übrig hat. Wer sich dies in seinem ganzen Umfang ins Gedächtnis rufen möchte, braucht nur eine berühmte Literaturstelle zu konsultieren: den – chronologisch ganz nahe liegen-

den – Eintrag in Werthers Tagebuch vom 15. März 1772, wo dieser, halbtot vor Scham, sich genötigt sieht, eine Gesellschaft bei seinem aristokratischen Gönner zu verlassen, weil dessen eintreffende Standesgenossen es für unzumutbar halten, in einem Raum mit einem Bürgerlichen zu verweilen.

Es ist wichtig, diesen Abgrund zwischen den Ständen zu betonen, weil Schrepfer, der Gedemütigte, ihn dann doch wieder so mühelos überspringt. Er, der über eine beträchtliche Elastizität verfügt und den singulären Manövrierraum des mauererischen Geheimnisses souverän zu nutzen versteht, weiß – auch wenn ihm der Makel der hundert Streiche *ad posteriora* für den Rest seines nicht mehr langen Lebens anhängen wird – solche Beziehungen zu knüpfen, solche irdischen und transzendenten Belohnungen in Aussicht zu stellen, dass er nicht nur die Öffentlichkeit seine Demütigung vergessen macht, sondern in einem erstaunlichen Gegenzug alsbald in der Adelswelt Einzug hält. Einflussreiche Kreise der Aristokratie, der hohen Freimaurerei, der regierenden Dynastie beginnen sich für ihn zu interessieren, und am Ende gewährt ihm selbst jener Herzog von Kurland vertraulichsten Umgang, der ihn eben noch vom Büttel durchprügeln ließ. Ja, es ist nun, als ließe sich Schrepfer gnädigst herbei, den Herzog zu empfangen. Zwei strategische Instrumente sind hier zu unterscheiden (wenn sie auch eng zusammenhängen): die Geisterbeschwörung und das Auftreten als Emissär geheimer und geheimster Verbindungen.

Die Beschreibungen der Leipziger Geisterbeschwörungen durch Schlegel und andere sind gelegentlich von großer Komik: Schlegel entdeckt einmal an einem Phantom die Schuhschnallen, die Schrepfers Kellner am Vortage bei ihm gekauft hat.<sup>21</sup> Und doch bleibt für die Zeitgenossenschaft offenbar ein ungeheurer Eindruck von Fremdheit und Geheimnis zurück. Und es ist ganz richtig, dass Schrepfer, wie man sich bei Kügelgens erzählte, in Dresden in einem herzoglichen Palais Geister beschworen hat. Kein anderer alter Bericht bringt – ohne auf Skepsis zu verzichten – die unheimliche Faszination von Schrepfers Inszenierungen so gut zum Ausdruck wie jener, den wir über seinen Versuch haben, dem Herzog von Kurland den Anblick seines toten Onkels zu verschaffen (und ihm dadurch zu viel Geld zu verhelfen).

Dieses Prunkstück von Schrepfers adeliger Klientel, der weiland Prügelverhänger, Carl Herzog von Kurland, ist ein Bruder des regierenden Kurfürsten Friedrich August III. (der von Gnaden Napoleons dann König Friedrich August I. werden sollte). Er tritt mit seiner ganzen Korona adeliger Vertrauter in Schrepfers Bannkreis. „Von dem Hofstaate des Herzogs hielt sich nur der Kammerherr von Brügggen von dem Schrepferschen Treiben fern, dem es der Herzog aber auch durch eine auffallende Kälte entgelten ließ“.<sup>22</sup> Den Herzog treibt die Neugier und die Gier auf den angeblich noch in seinem Palais versteckten Geldschatz seines Onkels um, des „Chevalier de Saxe“ – also des großen französischen Marschalls Moritz von Sachsen, der 1750 verstarb und dessen Grabmonument von Pigalle in der Thomaskirche zu Straßburg den Chor beherrscht. Den Geist des Großmarschalls von Louis XV. zu beschwören – Schrepfer übernahm es.



Wir besitzen eine Schilderung dieser Invokation, die zwar kein Augenzeugenbericht ist, aber doch als das Zeugnis eines Mannes, der nicht lange danach mit Augenzeugen gesprochen hat, und als eine technisch plausible Skizze des Einsatzes der *Laterna Magica*<sup>23</sup> Glauben verdient. Ich übersetze aus dem einschlägigen Abschnitt von Nathaniel William Wraxalls „Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsaw, and Vienna in the Years 1777, 1778 and 1779“.<sup>24</sup>

„Am festgesetzten Abend – denn Schrepfer zog natürlich die Dunkelheit vor als nicht nur an sich geeigneter für ein unauffälliges Treffen, sondern als für die Wirkung von Anrufungen besser zu veranschlagen – versammelte sich die Gesellschaft. Es waren neunzehn an der Zahl, von denen ich einige persönlich kenne, Männer von Bedeutung, Charakter und Ansehen. Als sie in der Großen Galerie des Schlosses zusammengekommen waren, bestand das erste Ziel aller Anwesenden darin, Fenster und Türen zu versperren, um sowohl das Eindringen Unberufener wie eine Täuschung unmöglich zu machen. Soweit die Vorsicht es vermochte, taten sie also und waren es zufrieden, dass nichts außer Gewalt Zugang oder Eintritt zu erwirken vermöchte. Schrepfer teilte ihnen nun mit, dass die Tat, die er jetzt vollziehen werde, der Anwesenden ganze Festigkeit erfordern würde, und riet ihnen, ihre Nerven zu stärken, indem sie sich aus einer Schlüssel Punsch bedienten, die auf den Tisch gestellt wurde. Einige von ihnen (tatsächlich – glaube ich – alle außer einem oder zweien) hielten diese Ermahnung für wohlwogen und folgten ihr bereitwillig, doch der Herr, von dem ich diese Einzelheiten habe, lehnte es ab, dem guten Rat zu folgen. ‚Ich bin hierher gekommen‘, sagte er zu Schrepfer, ‚um bei der Heraufbeschwörung einer Erscheinung zugegen zu sein. Entweder will ich alles sehen oder gar nichts. Mein Entschluss steht fest, und nichts kann mich bewegen, etwas über die Lippen zu bringen.‘ Ein anderer der Anwesenden, der seine Geistesgegenwart bewahrte, stellte sich nahe an die große Tür, um Acht zu geben, ob wohl jemand versuchen wolle, sie zu öffnen oder aufzubrechen. Nachdem diese vorbereitenden Schritte getan waren, begann das große Werk mit höchstem Ernste. Schrepfer fing es an, indem er sich in eine Ecke der Galerie zurückzog, wo er niederkniete und unter vielen geheimnisvollen Zeremonien die Geister anrief, zu erscheinen oder besser: ihm zu Hilfe zu kommen, denn es wird eingeräumt, dass keine jemals sichtbar waren. Eine sehr beträchtliche Zeit verstrich, ehe sie gehorchten, und während dieses Zeitraums schien er unter großer Unruhe des Körpers und Geistes zu leiden, indem ihn starker Schweiß bedeckte und er fast in Konvulsionen fiel wie die Pythia der Alten. Endlich wurde ein lautes Klirren an allen Fenstern auf der Außenseite hörbar, dem rasch ein anderes Geräusch folgte, das eher der Wirkung glich, die eine Anzahl feuchter Fingerspitzen haben, welche über die Ränder von Trinkgläsern streichen, als irgend etwas anderem, mit dem man es hätte vergleichen können. Dieser Laut kündigte – wie er sagte – die Ankunft seiner guten oder schützenden Geister an, und dies schien ihn zu ermuntern, fortzufahren. Eine kurze Zeit danach war

ein Geschrei schrecklicher und ungewöhnlicher Natur zu hören, welches, wie er erklärte, von den boshafte[n] Geistern herrührte, deren Gegenwart, wie es scheint, zur Herbeiführung der Krisis (*to the completion of the catastrophe*) notwendig und unerlässlich war.

Die Gesellschaft war nun zumindest größtenteils vor Erstaunen elektrisiert oder vor Entsetzen starr und natürlich ganz und gar vorbereitet auf jeglichen Gegenstand, der ihnen nun dargestellt werden mochte. Während Schrepfer seine Anrufungen fortsetzte, öffnete sich plötzlich gewaltsam die Tür, und etwas, das einem schwarzen Ball oder einer schwarzen Kugel glich, rollte in den Raum. Es war in Rauch oder Wolken gehüllt, in deren Mitten ein menschliches Gesicht zu sein schien wie das Antlitz des Chevalier de Saxe – recht in der Art, scheint es, wie Correggio oder Annibale Caracci Jupiter gemalt haben, welcher Semele erscheint. Aus dieser Form ging eine laute und zornige Stimme hervor, die auf deutsch rief: ‚*Carl, was wolte du mit mich? – Warum störst du mich?*‘

Die Sprache kann, wie man sich denken mag, die Verstörung kaum schildern, welche solch ein Anblick unter den Zuschauern auslöste. Entweder der festen Überzeugung, dass die Erscheinung, welche sie sahen, spirituell und unkörperlich war, oder doch aller Entschlusskraft für das Unterfangen beraubt, nun näherzutreten und sie zu ergreifen, scheinen sie keinerlei Anstalten gemacht zu haben, sich hinsichtlich ihrer körperlosen Natur zu vergewissern. Der Prinz, dessen blasphemische Neugier den Geist seines Onkels herbeigewünscht hatte und an den sich das Phantom als an den zuvörderst Verantwortlichen auch gewandt hatte, verriet – weit entfernt davon, Gelassenheit zu zeigen oder eine Antwort zu versuchen – die stärksten Zeichen von Entsetzen und Zerknirschung. Er warf sich auf die Knie und rief um Erbarmen zu Gott, während andere der verängstigten Gesellschaft in den Magier drangen, die einzige weitere Probe seiner Kunst zu geben, nach der es sie jetzt noch verlangte, indem er die Erscheinung verschwinden hieß. Schrepfer jedoch, obwohl scheinbar willens, fand dies jenseits seiner Kräfte oder gab vor, es so zu finden. Für wie unglaublich, absurd oder lächerlich man es auch halten mag, die Personen, welche Zeugen der Szene waren, beteuern, dass fast eine Stunde verging, ehe das Phantom durch die Kraft seiner Anrufungen gezwungen werden konnte, zu verschwinden. Nein, als Schrepfer dies endlich vermocht hatte, in dem Moment, da die Gesellschaft wieder ein gewisses Maß an Gelassenheit zu erreichen begann, brach die Tür, die geschlossen worden war, erneut auf und dieselbe furchtbare Gestalt stellte sich ihnen wieder vor Augen. Noch die resolutesten und ruhigsten unter ihnen waren dieser zweiten Erscheinung nicht gewachsen, und eine Szene allgemeiner Bestürzung ergab sich. Schrepfer aber vertrieb schließlich durch wiederholte Exorzismen oder andere Anstrengungen die Erscheinung. Die entsetzten Zuschauer zerstreuten sich rasch, von Staunen überwältigt, und ganz und gar zufrieden – wie sie es wohl sein mochten – mit diesem Beweis für Schrepfers übernatürliche Kräfte.“

Die sinnliche Wirkung einer *Laterna magica* muss auf ein von Unheimlichkeit und Geistergeheimnis erfülltes Publikum, das zusätzlich durch die vom Meister angeordneten Fastentage oder vom Punschgenuss ein wenig betäubt war, erheblich gewesen sein – sie ist so stark zu denken, dass sie in ihrer Intensität unserem erfahrenen Blick kaum mehr nachvollziehbar ist. (Man versuche, den Unterschied zu ermessen, und denke daran, wie Jack Nicholson in Kubricks „*Shining*“ so richtig und drohend leise sagt: „Unser Sohn [...] hat alles schon im Fernsehen gesehen [...].“) Jener Zeit waren solche Erscheinungen (man lausche der Mehrdeutigkeit dieses Wortes) überwältigend, obwohl, wie man immer wieder liest, die zugrunde liegenden optischen Phänomene dem „gebildeten Publikum“ eigentlich schon oft demonstriert und begreiflich gemacht worden waren, schon seit über einem Jahrhundert. Trotzdem müssen die Erscheinungen auf dem „geballten Rauch“ merkwürdig genug gewirkt haben, noch einige Zeit, für Betrachter, die – das müssen wir uns vergegenwärtigen – keinerlei Immunisierung gegen derartige Proto-Kino-Effekte durchlaufen hatten.<sup>25</sup> Zwanzig Jahre später, um 1795, fand dann allerdings der Übergang zur vertrauten Massenunterhaltung jedenfalls in den Metropolen an: Etienne Gaspard Robertson (1763-1837) führte in Paris vor großem Publikum seine „*Phantasmagories*“ vor, die mit ausgefeilter *Laterna-magica*-Technik die Zuschauer zwar zu erschrecken und zu verwirren suchten, aber dies ganz und gar im Rahmen einer säkularen Theatralik. Schrepfers Auftritt markiert so etwas wie die Schlussphase der Möglichkeit, mit solchen technischen Mitteln ein genuines, die Anwesenheit von Übernatürlichem evozierendes Grauen zu erregen, ein „geglaubtes“ Grauen – was ihm aber in der Tat noch einmal mit Nachdruck gelang. Es spricht für die Fähigkeit des Philosophen, kühlen skeptischen Kopf zu bewahren, dass Moses Mendelssohn in seinen „Anmerkungen über einen schriftlichen Aufsatz, die Wunderthaten des berühmten Schröpfers betreffend“<sup>26</sup> sogleich schrieb: „Was mich betrifft, so halte ich die ganze Sache für einen künstlichen Betrug, ob ich es gleich nicht übernehme, alle erzählten Umstände aus dieser Voraussetzung zu erklären. Hierzu“ – fährt Mendelssohn quasi als Detektiv des Übernatürlichen fort – „fehlen mir die wichtigsten Data [...]“.<sup>27</sup> Doch gibt er dann klar zu verstehen: „[...] so habe ich den Verdacht, daß eine Zauberlaterne vornehmlich dabei gebraucht worden“.<sup>28</sup>

Die Geschichte dieser Geisterbeschwörung zeigt auch in klassischer Deutlichkeit, was den Adel so anfällig machte für unstandesgemäße Kontakte mit gesellschaftlich dubiosen Zauberern: Man hoffte auf Geld. Die Geisterbeschwörungen Schrepfers sind in gewisser Weise als soziologisch-ökonomisches Paradigma nichts anderes als die Fortsetzung der Alchimie an den Fürstenhöfen – in gewisser Weise ein Rückschritt hinter diese, denn die Alchimisten rangen immerhin um eine geheime Natur-Wissenschaft, ihre Kunst hatte genuine Verbindungen zur Chemie. Ein Mann vom Schlage Schrepfers dagegen modellierte seine Versprechungen rein abergläubisch. Aber die Bereitschaft der ewig in Geldverlegenheit befindlichen großen und vor allem kleinen Fürstenhöfe Europas, Abenteurern Gehör zu schenken, blieb konstant. Auch die alchimistischen Alfanzereien

waren ja zu Lichtenbergs Zeiten noch nicht ganz erloschen; der Naturwissenschaftler Lichtenberg widmete ihnen besonders ingrimmige Zeilen.<sup>29</sup> Charakteristisch aber für das Ende des 18. Jahrhunderts ist der hinter den alchemistischen Trug noch weiter in die Unvernunft zurücksinkende Geisterschwindel: Nicht durch (immerhin in der Theorie noch denkbare) Umwandlung der Materie, sondern durch den Hinweis eines Totengespenstes auf versteckte Schätze will Herzog Carl rasch reich werden.

Schrepfer bleibt dem endenden 18., dem beginnenden 19. Jahrhundert eine Peinlichkeit. Das setzt sich fort bis zu den populären Überblicken über die deutsche Geschichte und Kultur, wie sie etwa Otto Henne-Am Rhyn<sup>30</sup> verfasst hat. Da die Krudität von Schrepfers Schwindel besonders hervorstach, wurde er eine Zeitlang – solange es noch so etwas wie eine naiv-ungebrochene Selbstverständigung des deutschen Bürgertums über die eigene Geistesgeschichte gab (als über die Befreiung von der Obskuranz wie von der Ohnmacht) – zum Paradigma des beschämenden Rückfalls in den Aberglauben, eines Rückfalls, der inmitten der Aufklärung stattfand.

Johann Heinrich Martin Ernesti schreibt 1808 in seiner Fortsetzung von Friedrich Carl Gottlob Hirschings „Historisch-litterarischem Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhundert gelebt haben [...]“<sup>31</sup> nicht ohne Erbitterung: „In diese Epoche fällt auch die abenteuerliche Geschichte eines gewissen Schröpfer’s, die, so albern sie klingt, doch in einer Gegend, wo man Aufklärung auch unter der Mittelclasse des Bürgers hätte erwarten sollen, mit Bewunderung in Aller Zungen war.“ Die „Mittelclasse des Bürgers“ erfüllt die in sie gesetzten Erwartungen nicht – doch die Aristokratie gab bei diesem Casus ja eine nicht weniger peinliche Figur ab als der Mittelstand, und im anonymen „Schauplatz der ausgearteten Menschheit oder merkwürdige Lebensumstände der berühmten [sic] Bösewichte und Betrüger der neueren Zeit. Mit einer Vorrede von Friedrich Schiller“<sup>32</sup> heißt es am Ende des Kapitels „Schröpfer, Betrüger und Geisterbeschwörer“<sup>33</sup> als „Auszug eines Briefes des kürzlich verstorbenen Herrn Professor Hommels in Leipzig an den Herrn Grafen Max von Lamberg“ nicht ohne einen gewissen Lokalpatriotismus:

„Schröpfer war ein nichtswürdiger Betrüger, der in Leipzig verachtet, in Dresden hochgehalten war, und es ist nicht genug zu verwundern, wie Excellenzen, ja sogar Prinzen, sich durch seine Narrensposen haben blenden lassen können [...]. Er war ein schöner Mann, hatte viel Aeußerliches, wußte die ganze Bibel auswendig, und hatte alle Qualitäten, die in die Augen fallen, und die man haben muß, um ein Filou zu seyn. – [...] Er hielt in Leipzig Loge, bekam einmahl Arschprügel, weil er auf eine andere Loge geschimpft hatte, welche letztere sich jedoch nachher vor ihm demüthigte. – Man weiß gewiss, daß der Professor der Physik, Herr Funke zu Leipzig,<sup>34</sup> desgleichen auch ein Handwerksmann, Kirschner, die Schröpferischen Kunststücke viel besser nachmachten, und sie jedem zeigten. Die Todten erschienen im Rauch; wo die Luft

und Rauchstäbchen mittelst eines Brennsiegels erleuchtet, die Person repräsentiren. – Ich und andere wollen dieses nicht einmal sehen, weil jedermann schon außerdem versichert ist, daß Schröpfer ein nichtswürdiger Betrüger, von welchem aber seine Anhänger noch immer glauben, daß er bald wieder kommen werde, und man nur ein Fantome erschossen gefunden, und aufgehoben habe. Aber der Chyrurgus, welcher die Section gerichtlich vorgenommen, ist Mann dafür, daß er kein Gespenst zergliedert. – Auch sind seine Jünger, deren jedoch sehr wenig, so thöricht, daß sie sprechen: er ist für uns gestorben.“

Diese Zeugnisse zeigen die verlegene Desillusionierung post factum. Gehen wir aber noch einmal zurück und vergewissern wir uns, wie lange denn der Augenblick dauerte, da man den Schrepferschen Geistern glauben wollte. Im Juni 1773 taucht in Leipzig, Schrepfer aufzusuchen, jener Mann auf, der große Bedeutung für den Fortgang dieser Geschichte haben sollte – der in der Tat eine starke Dosis Schröpferianismus weit über Tod und Entlarvung des Meisters hinaus in die preußische Geschichte einschmuggeln würde: Bischoffswerder.

In einem der großen ungelesenen Bücher der Deutschen, in Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“,<sup>35</sup> kommen wir schließlich einmal auch nach Marquardt, einem altwendischen Dorf „eine Meile hinter Bornstedt“, das 1795 ein preußischer General und Minister erworben hatte. Dieser Mann, Johann Rudolf von Bischoffswerder, war mit J. Ch. v. Woellner zusammen der *spiritus rector* des eigenartigen Mysterienordens der Gold- und Rosenkreuzer – Speerspitze einer frömmelnden klerikalen Rechten in Preußen unter Friedrich Wilhelm II., dem labilen Nachfolger Friedrichs II., die insbesondere das reaktionäre Religionsedikt 1788 durchsetzte. Eine große militärische Karriere hat der General Bischoffswerder nicht gemacht – in der Tat ist er in dieser Hinsicht am ehesten durch den Ausspruch zu Massenbach 1791, sozusagen am Vorabend der Kanonade von Valmy, berühmt geworden, der die ganze Verblendung Preußens vis-à-vis der Französischen Revolution zusammenfasst: „Kaufen Sie Sich nicht zu viel Pferde, die Komödie wird nicht lange dauern.“ Doch im Zwielficht zwischen reaktionärer Geheimbündelei (nach der Zerschlagung der „linken“ Illuminaten in Bayern und anderswo) und preußischer Hofpolitik hat er großen Einfluss gewonnen; seit er 1781 den damaligen Kronprinzen Preußens in den Orden der Rosenkreuzer zieht, ist sein Einfluss groß, und nach dem Regierungsantritt seines Gönners wird er zur Zentralfigur preußischer Politik. Jetzt, 1773, wird er Schrepfers Schüler und vorsichtiger Protektor. Später, nach Schrepfers Tod, wird er selbst seinem Monarchen Geistererscheinungen vorführen, in seinem Haus am Fuße der Terrasse von Sanssouci, woraus man, wie Bülow hübsch formuliert, „schließen muß, daß er aufgehört hatte, bloß Betrogener zu sein“.<sup>36</sup> So kommt denn Fontane bei seiner Wanderung durchs Havelland anlässlich des Auftritts von Bischoffswerder auch gleich auf Schrepfer zu sprechen, über den er im Wesentlichen das erzählt, was er bei Bülow und anderen Kompilatoren findet,

aber in seinem eigenen unnachahmlich leise-konzisen Stil. „So konnte es denn kaum ausbleiben, daß auch Bischofswerder“ – die Schreibung des Namens schwankt hier ebenfalls –,

„wie alle übrigen Personen des Hofes, zu jenen Alchimisten und Wunderleuten in nähere Beziehung trat, die damals beim Herzoge ein- und ausgingen. Unter diesen war Johann Georg Schrepfer der bemerkenswerteste. Er besaß einen ‚Apparat‘, der so ziemlich das beste leistete, was, nach dieser Seite hin, in damaliger Zeit geleistet werden konnte. Dazu war er kühn und von einem gewissen ehrlichen Glauben an sich selbst. Es scheint, dass er, inmitten aller seiner Betrügereien, doch ganz aufrichtig die Meinung unterhielt: jeder Tag bringt Wunder, warum sollte am Ende nicht auch mir zuliebe ein Wunder geschehen? Als trotz dieses Glaubens die eingesiegelten Papierschnitzel nicht zu Gold werden wollten, erschoss er sich im Leipziger Rosenthal (1774). Bischofswerder war unter den Freunden, die ihn auf diesem Gange begleiteten und denen er eine ‚wunderbare Erscheinung‘ zugesagt hatte.

Die ganze Schrepfer-Episode hatte als Schwindelkomödie geendet. Aber so sehr sie für Unbefangene diesen Stempel trug, so wenig waren die Adepten geneigt, ihren Meister und seine Kunst aufzugeben. Man trat die Schrepfersche Erbschaft an und zitierte weiter. Friedrich Förster erzählt: ‚Bischofswerder, in einem Vorgefühl, daß hier ein Schatz, eine Brücke zu Glück und Macht gefunden sei, wußte den Schrepferschen Apparat zu erwerben.‘ Doch ist dies nicht allzu wahrscheinlich. Wenn Bischofswerder später sehr ähnlich operierte, so konnte er es, weil ein längerer intimer Verkehr mit dem ‚Meister‘ ihn in alle Geheimnisse eingeführt hatte“.<sup>37</sup>

Soweit Fontane im Kapitel „Marquardt“ des Abschnittes „Potsdam und Umgebung“ in der Abteilung „Havelland“ der „Wanderungen“. Diese enthält kurz darauf einen eigenen Abschnitt „Geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert“, der mit dem kategorischen Satz beginnt „Das vorige Jahrhundert war ein Jahrhundert der geheimen Gesellschaften“ und, wie billig, unserem Helden oder Anti-Helden gebührenden Raum widmet und seinen Ursprüngen noch einmal nachgeht.

„Johann Georg Schrepfer, 1730 geboren, war anfangs Kellner in einem Leipziger Gasthause (nach andern Husar) und war unter die dienenden Brüder der dortigen Freimaurerloge aufgenommen worden. Später hatte er eine Frau mit einigem Vermögen geheiratet und hielt seitdem eine eigene Schenkwirtschaft in der Klostergasse. Anfang der siebziger Jahre, vielleicht schon etwas früher, begann er auszusprechen, daß er die Gabe der Geisterbeschwörung habe. Sein Anhang wuchs, darunter Personen von hoher gesellschaftlicher Stellung. Der Herzog von Kurland, Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Minister Graf Hohenthal und v. Wurmb, der Kammerherr v. Heynitz, Oberst v. Fröden, der Geh. Kriegsrat v. Hopfgarten und der Kammerherr v. Bischofswerder pflogen Umgang mit ihm und besuchten ihn in seiner Wohnung, im Hôtel de

Pologne. Daß er, mit Hilfe des nach ihm genannten Schrepferschen Apparats, wirklich schemenhafte Gestalten erscheinen ließ, ist gewiß, noch gewisser, daß er in beständigen Geldverlegenheiten war und die reicheren der vorher genannten Herren benutzte, um auf ihre Kosten zu leben. Sie mußten Geld geben, auf daß der Schatz gehoben werden könne.

Vielleicht daß ihr Vertrauen oder ihre Geduld eher erschöpft worden wäre, wenn er es nicht verstanden hätte, zum Teil auf gefälschte Empfehlungen hin, mit den hervorragendsten Häuptern anderer geheimer Gesellschaften sich in Verbindung zu setzen, was ihm dann, in seiner nächsten Umgebung, immer aufs neue einen Nimbus lieh. Aus dieser Ordens-Geheimkorrespondenz, die er nach den verschiedensten Seiten hin führte, ist ein Briefwechsel zwischen ihm und dem Professor der Theologie Dr. *Stark* in Königsberg, später General-superintendent in einem der thüringischen Staaten, aufbewahrt worden, der merkwürdige Einblicke gönnt“.<sup>38</sup>

Damit sind wir bei dem anderen großen Mysterium Schrepfers neben der Gespenster-Maschinerie, wir treten aus der Geisterwelt in die politische Szenerie der geheimen „Verbindungen“, wo uns schließlich auch erklärt wird, was es für die unmittelbare Zeitgenossenschaft mit der seltsamen „schottischen Arbeit“ auf sich gehabt haben mag, von der Schrepfer so häufig sprach. Das ganze Mysterienwesen der Zeit hat einen eigenartigen Hintergrund, gelegentlich so rätselhaft, wie die Seiten zeitgenössischer Geheimtexte mit Chiffren und Sigillen übersät sind. Leute wie Bischoffswerder wollten Geld und Gold, Einfluss durch Geheimnis, hungerten wohl auch selbst nach dem Rätselhaften, doch sind sie auch verwickelt in merkwürdige politische Szenarien. Dies erhellt schlaglichtartig der von Fontane erwähnte Briefwechsel, welcher „merkwürdige Einblicke gönnt“ – eine Korrespondenz, die zwölf Jahre nach Schrepfers Tod die „Berlinische Monatsschrift“ abdruckte. Der katholische Prediger Starck (für die Zeitgenossen ein typischer jesuitischer Intrigant – eine sympathischere Würdigung findet sich in Graßls großer Monographie „Aufbruch zur Romantik“)<sup>39</sup> schrieb an Schrepfer:

„[...] nach dem Wenigen, was mir, mein Bruder, von Ihnen bekannt geworden ist, müßte mein Geist [sich?] sehr trügen, und die Siegel, die unser Orden seinen Geweihten aufgedrückt, verwischt sein: oder ich muß in Ihnen einen Mann finden, der eines Ursprungs mit mir ist und mit mir zu einem Zwecke geht, und derer sind nicht viele unter den Maurern. Trüge ich mich, so falle Nacht und Finsternis auf das, was ich sagen werde! Sind Sie es aber, so grüße ich Sie in der heil. Zahl Drei, Sieben und Zehn und durch die sieben Geister Gottes [...]. Ich kenne, mein Bruder, Florenz [...]. Nicht fern davon das Heiligthum in Gold, dreifach gekrönt, Schottland und England, beide roth, doch jenes älter und stärker in Gewalt und Macht und dieses mehr durch das Erstere [...]. Lassen Sie mich bei dem ersten Briefe, in dem ich gegen Sie herangegangen bin, noch eine Bitte tun: Zerstören Sie noch nicht eine Art von

Maurerei in Deutschland, unter deren Maske Brüder verborgen liegen, die diesen Brüdern selbst unbekannt sind, die Sie aber gewiß schätzen und lieben würden, wenn Sie sie näher kennen lernen sollten. Unsere Macht und Gewalt ist lieblich, ein Feuer, das nähret und nicht zerstöret [...].<sup>40</sup>

Das sind geheimnisvolle Anspielungen, die sich aber wohl auflösen lassen – die „sieben Geister Gottes“ etwa als die Sakramente der katholischen Kirche. Fügt man den Brief in das Erklärungsmuster ein, dem viele Autoren später anhängen, so würde er in folgenden Kontext gehören: Die 1688 in der „glorious revolution“, die Wilhelm von Oranien auf den Thron hob, aus England (und Schottland, wo die Dynastie ihren Ursprung hatte) vertriebenen Stuarts saßen noch ein Jahrhundert nach der Flucht James'/Jakobs II. in Rom, hatten dem Anspruch auf die Krone Großbritanniens nicht entsagt und vertraten ihn, so offensiv es ging, in Gestalt des jakobitischen Prätendenten. Immer wieder – zuletzt 1745 (das ist der Gegenstand des großen ersten Romans von Walter Scott, „Waverley“) – hatten sie versucht, durch einen Aufstand in England die Krone zurückzuerobern. Da hier ein letztes hallendes Echo der großen Religionskriege im Antagonismus der katholischen Stuarts und des anglikanischen England nachklang, wurde der Jesuitenorden schließlich aufgrund gewisser Indizien einer Verschwörung bezichtigt, die sich mithilfe der jakobitisch gefärbten Freimaurerei des „schottischen Ritus“ neben der allgemeinen Rekatholisierung des protestantischen Europa im Zuge der Gegenreformation insbesondere die Restauration der Stuarts zum Ziel gesetzt habe. Die Virulenz der antijesuitischen Agitation wird daraus ersichtlich, dass sich Clemens XIV. 1773 gezwungen sah, den Orden aufzuheben, der erst 1813 wiederhergestellt wurde. Die Idee zu Schillers „Geisterseher“ stammt übrigens direkt ab von der Theorie des aus Hamburg nach Weimar gekommenen Freimaurers Johann Joachim Christoph Bode über Starck und die jesuitische Proselytenmacherei. Die Theorie einer solchen planmäßigen jesuitischen Unterwanderung der Freimaurerlogen ist eine Zeitlang herrschende Meinung gewesen, aber „für diese ganze Auffassung haben sich schlüssige Beweise niemals erbringen lassen“.<sup>41</sup> Die ganze Entwicklung der europäischen Freimaurerei zwischen irrational-esoterischen und kosmopolitisch-aufklärerischen Ideen ist außerordentlich kompliziert; eine präzise Momentaufnahme des verworrenen Panoramas einige Jahre nach Schrepfers Tod gibt Ludwig Hammermeyers Studie über den Ordenskonvent zu Wilhelmsbad im Jahre 1782.<sup>42</sup>

Schrepfer antwortet auf Starcks Brief mit einem konfus bombastischen Schreiben, zu dem der gutmütig-ironische Fontane meinte, er habe „bei aller Begabung nie den Cafetier verleugnen können“.<sup>43</sup> Diesen Brief kann man, wenn man dazu entschlossen ist, lesen als den Beweis des Einverständnisses zwischen zwei den Machinationen der Societas Jesu zuarbeitenden Intriganten; plausibler scheint es, an ihm zu studieren, wie begierig-geschickt Schrepfer jede zufällig vorgegebene Schablone mit dem esoterischen Pomp seines geheimnislosen Mysteriums auszufüllen verstand. Diese und ähnliche Verbindungen und die sich an sie



knüpfenden Gerüchte waren ihm höchst nützlich – ist er doch vor allem deshalb in Leipzig und Dresden so erfolgreich geworden, weil man ihm glaubte, als er ausstreute, er verfüge über riesige Geldsummen. „Das Gold der Jesuiten!“, raunte man. Ein Phantom zweifelsohne, das jedoch Realität dadurch gewann, dass es in den Köpfen wirksam war. Real war die Gier der hohen und höchsten Kreise. Es gibt einen in Schrepfers Nachlass aufgefundenen und somit aktenkundig gewordenen Brief des kursächsischen Ministers Wurmb (neben Bischoffswerder einer der aktivsten Anhänger Schrepfers). Der Brief selbst<sup>44</sup> ist abgesehen von seinem hingebungsvollen Tonfall wenig verfänglich, doch war ihm ein Vertragsentwurf beigeschlossen, der regeln sollte, dass eine Reihe von Personen, mit dem Herzog Carl angefangen über „Ihro Excellenz [den] Herrn Minister von Wurm“ und gewisse „erwählte Deputirte aus Sachsen“ bis zu „noch 17 Personen in Sachsen“, beträchtliche Geldsummen erhalten sollten, in sorgfältig gestaffelten Beträgen. Der erste Vertragspunkt lautet – was uns vertraut genug klingt –: „Die Gelder sollen allezeit in der Schweiz ausgezahlt werden.“ In der niemals spezifizierten Gegenleistung jener Notablen und Deputierten umstandslos die Unterstützung der Jesuitisierung der deutschen Freimaurerei erkennen zu wollen – das ist reine und willkürliche Interpretation.

Konnte Schrepfer wirklich – wie man in freimaurerischen Kreisen der Zeitgenossenschaft vermutete<sup>45</sup> und dann im Deutschland des 19. Jahrhunderts im Dunstkreis einer „nationalen“ und dementsprechend antiklerikalen Geschichtsschreibung entschieden postulierte – der Abgesandte eines jesuitisch-jakobitischen Komplotts sein, welches die deutsche Freimaurerei für seine Zwecke umdrehen und sich protestantische Dynasten durch Geld und Geheimnisaufbau gefügig machen wollte? Schlegel schreibt dazu:

„Aus einem Briefe in der Berliner Monatsschrift im Julius 1786, den Schrepfer im Jahre 1774 geschrieben hat, ersieht man, dass er das Werkzeug einer Parthey war, welche, um desto sicherer zu wirken, alle ihre Gänge mit tiefer Nacht bedeckt. Schrepfer versicherte selbst seinen Anhängern, er sey ein geweihter katholischer Priester.“ Doch fährt der Autor sogleich fort: „Er handelte überhaupt ohne alle Ueberlegung, öfters aufs Ohngefähr, und ohne Rücksicht auf die Folgen, bey Grossen mit unverschämter Zudringlichkeit, und bey Niedrigen mit unerträglichem Stolz. Ein solcher Mann war also im Grunde zu nichts weniger, als zu einem geheimen Emissär geschickt, und mußte notwendig den Zweck seiner Sender verfehlen“.<sup>46</sup>

Hat es derartige „Sender“ überhaupt gegeben? Das lässt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit bejahen oder verneinen, doch bin ich nach allem der Überzeugung: kaum. Mit dieser Hypothese unterlegt man den opportunistischen Aktionen eines gerne nach jedem Interpretationsangebot greifenden Schwindlers eine kohärente Strategie, wie um wenigstens auf diese Weise noch Sinn in den gegenauflärerischen Unsinn zu bringen. Die „Allgemeine Deutsche Biographie“ lässt 1891 ihren Autor Wustmann – der sich lediglich auf Sierke stützt – mit vollkom-

mener kulturkämpferischer Sicherheit schreiben: „So war er in geheimem Einverständnis mit dem Grafen Brühl und dem berühmten Hofprediger Stark, einem Jesuitenzögling, und der Minister v. Wurmb ließ sich dazu herbei, einen geheimen Vertrag mit ihm einzugehen, dessen Ziel offenbar war, die Protection des Kurfürsten und der hohen Staatsbeamten für Schrepfer's Maurerei, also für die Beförderung des Jesuitismus zu erkaufen. Dieser Plan war zu kühn, als daß er hätte gelingen können. Die Gesellschaft Jesu zog die Hand von ihrem Schützling ab [...] usw.“.<sup>47</sup> Das rundet, wie Verschwörungstheorien pflegen, ein konfuses Bild zur praktischen Eindeutigkeit. Schrepfer dürfte sich vielmehr in der Atmosphäre der wuchernden Intrigen, okkulten Kabalen und Gerüchte geschickt seinen Ort ausgesucht haben; er hat, sozusagen, sein eigenes winziges Bildchen mit dem Lichtstrahl der allgemeinen Mysterienneugier auf das sich ballende Gewölk des Gerüchts projiziert. Eine Weile hat man ihm begierig geglaubt. Auf jedes ihm zugeworfene Stichwort wusste er schlaue Reaktionen zu liefern – eben deshalb, weil er gar kein festes Programm hatte. Schließlich aber genügte seine hohe Begabung, den geheimnishungrigen und geldgierigen Menschen ihre Wünsche in magischer Beleuchtung zurückzuspiegeln, nicht mehr.

Das Ende Schrepfers – sein „elender Tod“, wie es bei Reimarus an der zitierten Briefstelle heißt<sup>48</sup> – kommt überraschend schnell. Er wird, wie wir uns erinnern, in der von Kügelgen berichteten altjüngferlichen Kindheitsgeschichte im Rosenthal vom Teufel geholt. Etwas genauer berichtet den Vorfall ein Brief des Bruders „L. ab Hesperide“ (J. L. Walther) an den Meister vom Stuhl der Loge „Zum gekrönten goldenen Greifen“ zu Neubrandenburg, den Rittergutsbesitzer von Roepert auf Trollenhagen bei Mlachin mit dem Ordensnamen „Eques a Torpedine“. Diesen Brief, datiert „Göttingen, den 4ten November 1774“, teilt Ferdinand Runkel in seiner „Geschichte der Freimaurerei in Deutschland“ mit.<sup>49</sup> Es heißt dort:

„Die Nacht vom 7. auf den 8. [Oktober] hat er mit drei seiner Anhänger gezecht und experimentieret, morgens um 6 Uhr führet er dieselben in den [sic] Rosenthal, rangiert sie in einer größeren Entfernung von sich auf einer Wiese und sagt, daß er ihnen ein Experiment mit Pulver zeigen wolle, worüber sie erstaunen würden, er gehet also in einer ziemlichen Strecke von ihnen zeigt Papiere die er zerreißt mit Grimassen und ins Wasser schmeisst“ – dies ist nirgendwo sonst überliefert –, „drauf tritt er noch etliche Schritte weiter ins Gebüsche, augenblicklich fällt ein Schuss, worüber sie einander ansehen, ganz erstaunend endlich, weil er nicht wieder zum Vorschein kommt auf den Ort zu gehen, da finden sie den Hund etc. [= Hundsfott] mausetot und ein Terzerol neben ihm [...]“

Es folgen noch eine Reihe Einzelheiten und Gerüchte, unter anderem über einen nun vom Leipziger Magistrat requirierten Koffer Schrepfers zu Frankfurt am Main, in dem angeblich zwei Millionen liegen sollen („2 Millionen und der Schurke erschießt sich, dann wäre mir alles Pulver und Blei zu leicht“), über

Schreppers Einhergehen in Uniform und seine Behauptung, er sei ein Baron von Steinbach, und über andere Blendereien und Ausflüchte mehr. Das Schreiben schließt – nachdem der Verfasser bereits ausgerufen hat: „O Schande der Torheit auf so einen Vagabunden nur einen Augenblick geachtet zu haben, ich bin noch nie ohne menschliches Mitleiden, aber Gott verzeihe mir, bei diesem Tore finde ich mich nicht gerührt [...]“ – mit der munteren Frage: „Ist das nicht eine drollige Komödie mit diesem Kerl gewesen?“

Eine drollige Komödie, gut. Aber auch mehr. Wie konnte Schrepper – wenn auch nur für kurze Zeit – solchen Einfluss in Adelskreisen bekommen? Durch das Versprechen von Geistergeheimnis und Geld, aber es bedurfte natürlich einer kleinen Hilfskonstruktion, die er, grob genug, sich zurechtzimmerter. Er ließ austreuen, er sei französischer Oberst, ein Stein de Steinbach, vielleicht gar unehelicher Sohn des Herzogs von Orleans; es gibt einen erbosten und drohenden Brief des französischen Gesandten: „Vous m’obligerez à *faire des démarches, qui Vous seraient, à ce que je presume, infiniment désagréables [...]*“ (21. August 1774).<sup>50</sup> Sowohl das französische Militärspatent wie die adelige Abkunft soll Schrepper entweder sofort beweisen oder aber niemals wieder behaupten. Noch nach seinem Tode zirkuliert in der „Minerva“ eine spöttische Grabinschrift: „Cy git frappé d’un coup mortel / Schroepfer qui terminait sa route / Sans avoir expliqué le doute, / S’il était cafétier ou colonel“.<sup>51</sup> Nach seinem Tod war gut spotten, kurz zuvor aber funktionierte der Schein immer einmal wieder: „Den 18. Juny [1774] ging ich mit Schrepper zum Barfußpförtgen hinaus, die Schildwache stellte sich scharf geschultert, als er Schreppern kommen sahe, in Positur, dieses geschahe auch am Rennstädter Thore, es war Nachmittag um 3 Uhr, er hatte ein blau und silbern Portepée“, schreibt Schlegel,<sup>52</sup> und kurz darauf: „Am 28. Juny mit Gödemann gesprochen, ihm wollte die Sch.’sche Masquerade nicht gefallen, wie kann der Kerl, der erst A-s-prügel erhalten hat, es wagen, in Officier-Uniform einher zu gehen [...]“.<sup>53</sup> Wie in der Tat? Die Antwort lautet: kraft des Geheimnisses der Freimaurerei.

Dieses besteht im Hinblick auf all das auch hier evozierte zauberische Geheimwissen darin – so hat man es bereits im achtzehnten Jahrhundert formuliert –, dass sie keines besitzt. Aber das ist ein tieferer Satz, als man meinen möchte, und geht weit über die Sottise hinaus. Das „eigentliche“ Geheimnis der Freimaurerei ist anderswo zu suchen. Mit der großen Analyse von Reinhart Koselleck in „Kritik und Krise“<sup>54</sup> haben wir die klassische Darlegung des Zusammenhangs, dass das leere Zentrum der Freimaurerei Aufmarschplatz der bürgerlichen Öffentlichkeit gewesen ist – der Ort der Sehnsucht nach politischer wie geistiger Freiheit, den Lessing (der hier so etwas wie eine Anthropologie der Freundschaft entwirft) mit seinen Paradoxien, doch ohne Spott in den Freimaurergesprächen „Ernst und Falk“ (1778) umkreist. Doch prätendiert die Organisation dieser geistig-geselligen Sehnsucht ein magisches Geheimnis, ein immer wieder sich Entziehendes, und es ist typisch für unseren Zusammenhang, dass es sich auch bei Lessing unter dem Begriff der „schottischen Maurerei“ einstellt:

„... Den Weg müssen alle betreten.

*Ernst:* Es sollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Weg mehr zu versprechen hätte. Aber Vertröstungen und wieder Vertröstungen und nichts als Vertröstungen!

*Falk:* Wenn man dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man dich denn?

*Ernst:* Du weißt ja wohl, auf die *schottische Maurerei*, auf den schottischen Ritter.

*Falk:* Nun ja, ganz recht – Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trösten?

*Ernst:* Wer das wüßte!“<sup>55</sup>

„Der schottische Ritter“, die Geisterbeschwörung, das Gold, das Rätsel der ungenannten geheimen Gesellschaft: Das ist das Scheinwissen der Freimaurer, der (zur Konstitution ihres freien Gesprächsraumes immer wieder notwendige) Irrweg. Der „wahre Weg“, nämlich das Programm der Aufklärung und Perfektibilität der Gesellschaft im Kontext bürgerlicher Freundschaft und Geselligkeitskultur, ist das (nach der Rätsel-Seite hin leere) „eigentliche“, also für die naiv-wundersüchtigen Mitglieder enttäuschende Geheimnis beispielsweise der Minerva – aber dieses aufgeklärte Geheimnis, Nukleus der Formation einer bürgerlichen Gesellschaft, bedarf zu seiner Perpetuierung *als* Geheimnis offenbar jenes Nimbus, der aus den rauchverhangenen Phantomscheinungen aufstrahlt, wie sie Schrepfers Gegenloge bietet. „Schrepfer’s Leben wirft ein helles Licht in die dumpfen trüben Tiefen des Mysticismus“, schreibt die „Allgemeine Deutsche Biographie“<sup>56</sup> mit einer etwas konfusen Metapher, damit selbst der Scharlatan noch als vernünftiges Exemplum diene – damit er als Aufklärer wider Willen mitmarschieren muss und Licht verbreite. Das Bild lässt allerdings von ferne an eine Schrift des Polyhistor Athanasius Kircher im 17. Jahrhundert denken, „Ars magna lucis et umbrae“. Es ist dies ein Buch über Optik, insonderheit über die Laterna Magica: „Die große Kunst von Licht und Schatten“. Es könnte auch ein Programm sein für das, was man etwas behäbig-unbefangene „Kulturgeschichte“ zu nennen pflegt – *lux et umbra*. Vernunft und Torheit, wie man kulturgeschichtlich übersetzen könnte – doch ist dies nur *eine* Möglichkeit der Übersetzung. 1774, im Todesjahr Schrepfers, sind Wielands „Abderiten“ erschienen.

Ich habe die Geschichte von Schrepfer, vom „armen Schrepfer“, wie man trotz aller Dreistigkeit des Mannes fast im Ton der Märchen und Chroniken sagen möchte, diese Geschichte, die sich so irritierend verzweigt und im Sande verläuft, nur in groben Umrissen nachzuzeichnen versucht. Wie viele solche Aderlasskrämer hat unsere stolze Kulturgeschichte auf einen Lichtenberg zu zählen!

- 1 Vortrag auf der Jahrestagung der Lichtenberg-Gesellschaft am 1. Juli 2005 in Görlitz. Der Duktus des Gesprochenen wurde dem Text weitgehend belassen.
- 2 SB 3, 414.
- 3 J. S. B. Schlegel (s. Anm. 12) an Schrepfer, 13. April 1773.
- 4 Sophienausgabe III, 5, Weimar 1893, 41-42.
- 5 Leipzig o.J. [1903 u. ö.], 325 ff.
- 6 Christoph Martin Wieland: *Nikolaus Flamel, Paul Lukas und der Derwisch von Brussa. Historische Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen. Ein Beytrag zur Geschichte der Unsichtbaren* (1788). In: ders.: *Sämmtliche Werke* Bd. 30. Leipzig 1797, 270. Der „Misfragmutosiris“ ist ein Selbstzitat aus *Der Stein der Weisen oder Sylvester und Rosine*, in: *Dschinnistan, oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen*. Bd. I. Winterthur 1786.
- 7 Vgl. Gerhard Steiner: *Freimaurer und Rosenkreuzer – Georg Forsters Weg durch Geheimbünde*. Berlin/DDR 1985, 164.
- 8 Jean Paul: *Siebenkäs*. Hrsg. v. Klaus Pauler. München 1991, 40. Der Herausgeber zitiert in seinem großartig üppigen Kommentarapparat die siebte Auflage des Brockhaus (1827; 9, 874): „SCHRÖPFER (Johann Georg), ein Betrüger, der in der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. großes Aufsehen machte. Nachdem er erst bei einem preuß. Husarenregiment gedient hatte, ward er in Leipzig Caffeeirth und spielte nun eine wichtige Rolle im Freimaurerorden, den er als den Weg vorzeichnete, die menschliche Natur zu vervollkommen. In der Loge machte sein Benehmen Unruhe. Er gerieth mit ihrem Vorsteher in Streit. Ein Pasquill, das er auf ihn machte, zog ihm eine Injurienklage, manche andre Unbesonnenheit öffentliche Beschimpfung zu, und am Ende mußte er Leipzig als Bankrottier verlassen. Desto mehr Aufsehen machte er nun an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer. Daß künstliche Vorkehrungen, ein von dunklem Nebel erfülltes, nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, der durch berauschende Getränke exaltierte Zustand seiner Jünger die Letztern in ihrem Glauben so unerschütterlich stark machte, ist wol kein Wunder, da auch wahrscheinlich optische Spiegel und die Elektrizität mitwirkten, und sein Ansehen durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem sehr erlauchten Gönner genoß, gegen jeden Angriff geschützt wurde. Wahrscheinlich war er das Werkzeug einer Partei, die ihn nachher verließ. Unter ihrem Schutze ging er nach Leipzig zurück und errichtete eine Art Loge daselbst für Geisterbeschwörungen, wo Beten, Messelesen, Abendmahl, Fasten etc. die Hauptceremonien machten, und Viele waren fest überzeugt, daß er, wofür er sich ausgab, eigentlich ein Oberster v. Steinbach in franz. Diensten gewesen und Sohn eines franz. Prinzen sei. Bei alle Dem hatte er sich so verstrickt, daß er sahe, wie er nicht mehr ohne Schande herauskommen könne. Am 8. Oct. 1774 ging er mit 4 seiner Freunde unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, vor Sonnenaufgang in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts und erschoss sich“ (40 f.).
- 9 *Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen* von D. C. A. K. (= Dr. Carl Arnold Kortum). Dritte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Hamm 1823, 1,176.
- 10 Bw 2, Nr. 912, 323 ff. (hier: 324). – Ansonsten sind die Spuren Schrepfers im unmittelbaren Umkreise Lichtenbergs minimal, es ist, als würde dieser dreiste Betrüger mit stummer Verachtung gestraft; einmal stellt Lichtenberg in seiner Streitschrift „Über die Weissagungen des verstorbenen Hrn. Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld“ (1780; PhM 4, 1802, 214 ff.) den aufrichtigen Schwärmer Ziehen – einen Apokalyptiker, der mit „wissenschaftlichen“ Mitteln Weltuntergangskatastrophen zu prophezeien versucht hatte – dem puren Betrüger Schrepfer gegenüber. Der Verleger Diete-

rich antwortet auf einen nicht erhaltenen Brief von Ludwig Christian Lichtenberg (dem Mitherausgeber der *Vermischten Schriften*, in denen dann die Ziehen-Streitschrift von G. C. Lichtenberg abgedruckt wurde), in welchem offenbar Bedenken gegen die Nennung Schrepfers erhoben worden sein mögen, weil in Gotha eine mit Dieterich verwandte Familie namens Schröpfer saß: „Wegen dem Nahmen Schröpfer, so Welt bekandt, kan immer in die Schrifft gegen Supp[erintendent] Ziegen [sic] abgedruckt stehen bleiben, und hat nichts zu sagen“ (Ulrich Joost (Hrsg.): *Der Briefwechsel zwischen Johann Christian Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg*, Göttingen 1984, Brief Nr. 40 vom 23. Dezember 1799, 33 f., Zitat 34). – Ich danke Ulrich Joost für diesen Hinweis.

- 11 ADB 33, Leipzig 1891, 490.
- 12 *Job. Sam. Bened. Schlegels, ehemaligen Logen-Meisters der Loge zur Linde in Leipzig, Tagebuch seines mit J. G. Schrepfer gepflogenen Umganges nebst Beylagen ... zu deutlicher Übersicht seiner Gaukeleyen und natürlichen Magie, vielen Briefen und einer Charakterschilderung Schrepfers*. [Hrsg. von Karl Friedrich Köhler]. Berlin; Leipzig 5806 [d. i. 1806]. Mit der „natürlichen Magie“ wird zu jener Zeit das Repertoire jener Kunststücke bezeichnet, die sich für uns entweder als chemisch-physikalisches Experiment oder als Zaubertrick darstellen würden beziehungsweise als Mischform beider zu unterhaltend-belehrenden Zwecken. Die „magia naturalis“ wird Ende des 18. Jahrhunderts durch die „physique amusante“ abgelöst.
- 13 Ebd., 1
- 14 Ebd., 2.
- 15 Ebd., 11.
- 16 Eugen Sierke: *Schwärmer und Schwindler zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts*. Leipzig 1874, 288-332, hier 299.
- 17 Ebd., 300.
- 18 Ebd., 300 f.
- 19 Schlegel (wie Anm. 12), 14
- 20 Ebd., 74 („Ein Narr findet stets einen noch größeren Narren, der ihn bewundert“: *L'Art poétique*, 1674, I, 232).
- 21 Ebd., 206.
- 22 Friedrich Bülow [Hrsg.]: *Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten ... . In neuer Auswahl*. Leipzig o.J. [1893], 3. Bändchen, 62.
- 23 Zur Laterna Magica – über deren Geschichte und Gebrauch es ein reiches Schrifttum gibt – vgl. etwa Jac Remise, Pascale Remise et Regis van de Walle: *Magie lumineuse – du théâtre d'ombres à la lanterne magique*. o. O. (Balland) 1979; Almut Junker u. a.: *Laterna Magica – Vergnügen, Belehrung, Unterhaltung. Der Projektionskünstler Paul Hoffmann*. Kleine Schriften des Historischen Museums Band 14. Frankfurt a. M. 1981; Heidrun Kerstein, Cornelia Weber: *Laterna magica. Ausstellungskatalog: Bewegte Bilder und Bildermaschinen*. Siegen 1981.
- 24 London 1799, Bd. 1, 275-292; hier 284 ff.
- 25 Ich kann angesichts der Konjunktion von Punscherrine und Zauberlaterne in Schrepfers Billardsaal nicht widerstehen, jenen Schriftsteller zu zitieren, der in Deutschland immer genannt werden wird, wo es Punschtrinker gibt – E. T. A. Hoffmann. Er lässt mit einer faszinierenden Umkehrung in der wunderbar spukhaften Geschichte „Die Brautwahl“ einen verwirrten Spießbürger das genuine Zauberbild, das er erblickt hat, patzig als Laterna-magica-Projektion entmystifizieren: „Ich glaube gar, Sie wollen mich äffen durch allerhand kindische Künste und vermessen sich, die Demoiselle Albertine Voßwinkel selbst lieben zu wollen und haben die Dame porträtiert auf

- Glas und mir mittelst einer Laterna magica, die sie unter dem Mantel verborgen, das angenehme Bildnis gezeigt am Rathausturm! – O mein Herr, auch ich verstehe mich auf solche Dinge [...]“. Dies ist aus dem Jahre 1820 und mag belegen, wie sehr noch in dieser Zeit die Laterna magica die Hirne und die Augen beschäftigt hat. (E. T. A. Hoffmann: *Die Serapions-Brüder*. Hrsg. v. Wulf Segebrecht. München 1963, 543).
- 26 In: Johann Salomo Semler: *Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen ...* Erstes Stück. Frankfurt; Leipzig 1775, Erstes und zweites Stück in einem Band: Halle 1776. Die Sammlung ist von großem Interesse, weil sie zeigt, in welchem Maße sich zu jener Zeit die protestantische Theologie noch ernsthaft den Kopf zerbricht, inwieweit jenes, was Schrepfer (hierin ist man sich einig) bloß vorgibt, nicht doch, allgemein gesprochen, möglich – das heißt: von Gott gestattet – sei. Ein typischer Kompromiss auch in der hier abgedruckten Schrift „Herrn D. Crusii Bedenken über die Schröpferische Theurgie“: „Sie“ – die Schrepfersche „Theurgie“ – „gehört also [...] zu den lügenhaften Wundern durch Hülfe des Satans“; dies ist nicht zu leugnen, bloß „weil wir Professoren oder Halbgläubigen zu Gefallen reden“ (1, 13-14). Mendelssohns Aufsatz: 1, 67-80.
- 27 Ebd., 76.
- 28 Ebd., 77.
- 29 Etwa SB 3, 414 f.
- 30 *Kulturgeschichte der neuern Zeit* 2, Leipzig 1871, 158-170. – Henne-Am Rhyn hat auch einen zuerst anonym im Feuilleton der *Freimaurerzeitung* (als *Neutempler und Rosenkreuzer*, 1875), dann unter dem Pseudonym Leberecht Maurer (als *Jesuiten oder Freimaurer?*, 1876) erschienenen Roman verfasst, in dem Schrepfer auftritt; die Pointierung folgt ganz der Theorie von der jesuitischen Verschwörung (vgl. Reinhold Taute: *Ordens- und Bundesromane* Frankfurt a. M. 1907, Nr. 380 und 382).
- 31 Leipzig 1808, Eilfter Band, Erste Abtheilung, 175 ff.
- 32 Zweyte vermehrte Auflage. Gotha; Weimar 1809. Die erste Auflage erschien Gotha 1799 mit etwas abweichendem Titel: *Schauplatz der ausgearteten Menschheit oder Nachrichten von den merkwürdigsten Lebensumständen berüchtigter Bösewichter und Betrüger. Mit einer Vorrede vom Hofrathe Schiller in Jena*.
- 33 214-223.
- 34 Gemeint ist Christlieb Benedict Funk (1734-1814), Verfasser der Schrift *Natürliche Magie oder Erklärung verschiedner Wahrsager- und Natürlicher Zauberkünste* (1783).
- 35 *Werke, Schriften und Briefe*. Abteilung II. 2. Bd. München 3/1987, 264-282, 295-316.
- 36 Bülau (wie Anm. 22), 62.
- 37 Fontane, a.a.O., 268.
- 38 Ebd., 302 f.
- 39 Hans Graßl: *Aufbruch zur Romantik. Bayerns Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte 1765-1785*. München 1968.
- 40 Sierke (wie Anm. 16), 317 f.
- 41 Eugen Lennhoff, Oskar Posner: *Internationales Freimaurerlexikon*. Zürich 1932, Sp. 777.
- 42 Ludwig Hammermayer: *Der Wilhelmsbader Freimaurer-Konvent von 1782. Ein Höhe- und Wendepunkt in der Geschichte der deutschen und europäischen Geheimgesellschaften*. Heidelberg 1980 (= *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* V/2).
- 43 Fontane (wie Anm. 37), 303.
- 44 Sierke (wie Anm. 16), 322 ff.

45 „Als Schiller diese Erzählung“ – den *Geisterseher* – „niederschrieb, stand er unter dem Eindruck der antijesuitischen Verschwörungstheorie. Sie beschäftigte ihn in der krassen Ausprägung, die ihr zuletzt Nicolai und Bode gegeben hatten. Schiller wurde direkt von den Berichten der ‚Berliner Monatsschrift‘ über geheime jesuitische Gesellschaften in Norddeutschland, über Cagliostro und Lavater beeinflusst. Von besonderem Belang wurden die [...] ‚Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen‘ [...], die Semler herausgebracht hatte, auch er in der Absicht, angebliche jesuitische Machinationen aufzudecken. Hinzu kam der unmittelbare Einfluß des Illuminaten Bode, der in einem Brief Schillers an Körner vom 10. September 1787 verbürgt ist. Der Dichter teilt darin die Meinung Bodes [...]: ‚Die jetzige Anarchie der Aufklärung wäre hauptsächlich der Jesuiten Werk.‘“ Graßl (wie Anm. 39), 290. – In dem oben mitgeteilten Zitat stellt Wieland Schrepfer nicht nur zwischen Cagliostro und den Grafen von St. Germain, sondern auch neben den Armenier aus dem *Geisterseher* – bekanntlich ein (unvollendeter) Roman über eine jesuitische Mysterien-Intrige, die den Erben einer protestantischen deutschen Fürstendynastie zur Konversion treiben soll. Ein Auszug aus Schillers Romanfragment (1787 ff.) ist zur Erhellung der Mechanik des Geisterbeschwörens hier nicht uninteressant: Es handelt sich um die dramatische Schilderung einer Entlarvungsszene. „Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Türe versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrysiermaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere, so wie die Elektrysiermaschine, mit dem Altar und dem darauf befestigten Kruzifixe Kommunikation hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüberstand, war durchbrochen und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Öffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamin gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedene Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnüren befestigt hingen, wahrscheinlich um das Geräusche des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sizilianers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedene Pulver, wie auch lebendigen Markur [i. e. Quecksilber, J. K.] in Phiolen und Büchsen, Phosphorus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ungefähr nahegebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. ‚Laß doch sehen, ob sie geladen sind!‘ sagte einer von den Häschern, indem er eines von den Terzerolen nahm und ins Kamin abschoß. ‚Jesus Maria!‘ rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten – und in demselben Augenblick sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterstürzen [...]“ (Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke* Bd. 5. Hrsg. v. Fricke u. Göpfert. München 1959).

46 Schlegel (wie Anm. 12), 207 f.

47 ADB (wie Anm. 9).

48 Bw 2, Nr. 912, 324.

49 Ferdinand Runkel: *Geschichte der Freimaurerei in Deutschland*. I. Berlin o.J. [1931], 370 ff.

50 Sierke (wie Anm. 16), 322

51 „Hier ruht, vom tödlichen Schuß getroffen, / Schröpfer, der an sein Ende kam, / - ohne die Frage geklärt zu haben, / Ob er Kaffeehauswirt war oder Oberst.“ Zitiert in: *Allgemeines Handbuch der Freimaurerei, Dritte ... Auflage von Lenning's En-*



- cyklopädie der Freimaurerei. Hrsg. v. Verein deutscher Freimaurer. 2. Bd., Leipzig 1901, 356.*
- 52 Schlegel (wie Anm. 12), 61 f.
- 53 Ebd., 64
- 54 Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt.* Freiburg; München 1959, insb. 61 ff.
- 55 Lessing, *Ernst und Falk. Mit den Fortsetzungen Johann Gottfried Herders und Friedrich Schlegels.* Hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Ion Contiades. Frankfurt a. M. 1968, 38-39.
- 56 ADB (wie Anm. 9).